

Toni Lenk

Autor(en): **Bergmann, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572854>

Nutzungsbedingungen

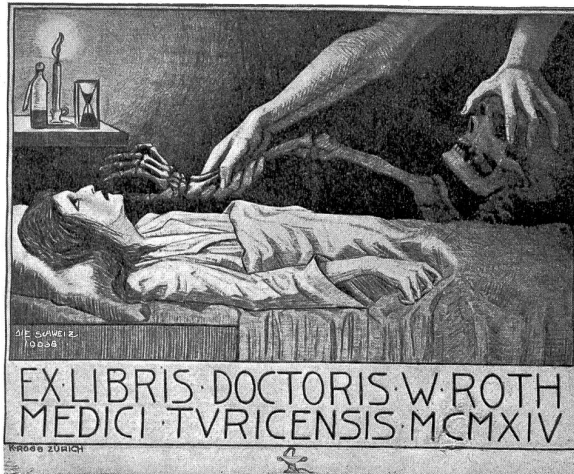
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Karl Rogg, Zürich. Exlibris Dr. W. Roth (Kupferstich, 1914).

kostbare Bibliothek von Bibliothekszeichen nicht das Los so vieler wertvoller Kunstsammlungen, später in alle Winde verstreut zu werden, teilen wird: August J. Ammann hat seine Sammlung dem Schweizerischen Landesmuseum vermacht — wahrlich eine köstliche Gabe!

Noch eines Zürchers möchte ich gedenken, der mit opferfreudigem Sinn die Exlibriskunst förderte. Es ist Fritz Amberger, der zur Zeit des Neuaufblühens der Exlibrisite durch Druck und Verlag der vier künstlerisch ausgestatteten Jahrgänge „Schweizerische Blätter für Exlibrisammler“ und anderer Exlibrispublikationen sein großes Verständnis für graphische Kleinkunst werktätig bekundete; auch in seiner feinen Sammlung sind die alten Schweizerblätter vorherrschend. In den letzten Jahren bewies ferner der Buchdrucker und Sammler Otto Bertschi-Kiese in Basel sein Interesse an dieser Gebrauchsgraphik, indem er durch den Verlag verschiedener Exlibrismonographien den Künstlern den Weg in die Öffentlichkeit bahnte.

Dieser Hinweis auf die Sammlungen unserer bedeutendsten Schweizerischen Exlibrisforscher genügt, um von dem Reichtum graphischer Kunst, der in den Bibliothekszeichen alter und neuer Zeit niedergelegt ist, einen Begriff zu geben. Von der Fülle von Anregung, die der Kunsthistoriker, der Heraldiker, der Genealoge aus den alten Exlibrisblättern schöpft, wollen wir nicht reden; das wäre ein Kapitel für sich. Es ist der geheimnisvolle Zauber, Vergangenes zurückzurufen, was uns diese alten Blätter so lieb macht, es ist die menschliche Anteilnahme am Gegenwärtigen, sich spiegelnd im kleinen Bild des Exlibris, was uns die modernen Blätter so anziehend erscheinen läßt. Und darin besteht meines Erachtens der Hauptreiz des Sammelns. Und wenn wir noch hinzufügen, wie manche anregende Bekanntschaft, ja Freundschaft wir dem Tauschverkehr verdanken, wie diesem, vom Standpunkt des gegenseitigen Sich-erfreuens aus betrachtet, ein tiefer ethischer Gehalt innewohnt, dann braucht es keiner weiteren Worte mehr, um nicht nur den Besitz eines Exlibris, sondern auch seinen Tausch zu rechtfertigen.

Diese Publikation schweizerischer Exlibriskunst der Gegenwart erhebt nicht den Anspruch auf Vollständig-

keit der Materie. Noch sind mir Namen und Werke von Exlibriskünstlern zu wenig oder nicht bekannt, und so hoffe ich, das Gebotene in einem spätern Nachtrag ergänzen zu können. Meinen Dank spreche ich den Brüdern Adolf und Eduard Feh in Zürich aus, die mich auf Neuerscheinungen in Kupferstich, Radierung und Heliogravüre auf dem Gebiet des Exlibris aufmerksam machten — strömen doch in ihrem Kunstverlag aus allen Gauen der Schweiz die Erzeugnisse graphischer Kunst zusammen, um durch ihre Handpressen vervielfältigt zu werden.

Meine Absicht, weitere Kreise durch Wort und Bild mit der schweizerischen Exlibriskunst und ihren Künstlern vertraut zu machen, hoffe ich erreicht zu haben. Möge diese Kleinkunst, die sich gegenwärtig reicher Blüte erfreut, stets ihres ursprünglichen Zweckes sich erinnern und, gesundem Boden entsprossen, auch stets gesunde Früchte tragen!

Clara Holzmann-Forrer, Zürich.

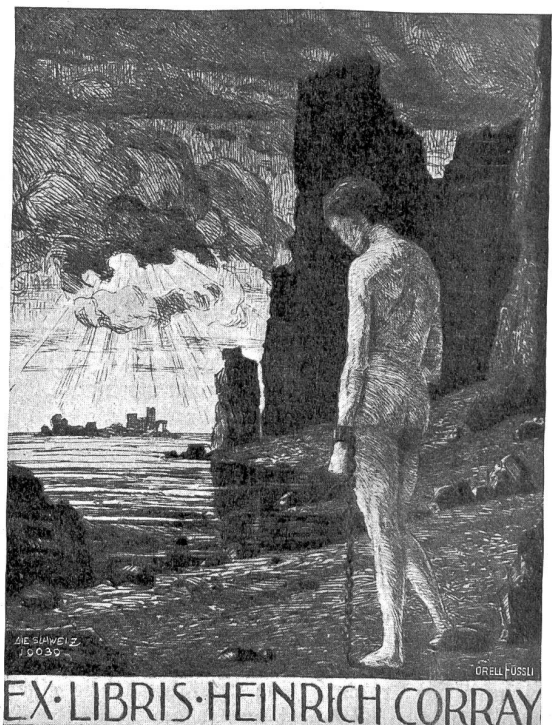
Toni Lenk.

Novelle von R. Bergmann, Mollis.

I.

Nachdruck verboten.

Wenn du müde bist und ziellos hinschlendern willst oder wenn du einen Gedanken bis auf den tiefsten Grund erschöpfen möchtest, ohne von jemandes Rede und Erscheinung gestört zu werden, dann geh über das Torfried. Am Rhein dehnt es sich stundenweit und ist von dunkeln Wässern und langen einsamen Wegen durchzogen. Hohe Berge, auf denen der Schnee bis in den heißen Sommer liegen bleibt, gebieten ihm im Süden und Westen Halt. Von dort her strömen die Wasser, dort sammelt sich das schwarze Gewölk und breitet sich über die Ebene aus wie ein schwerer Mantel. Im Osten geht das Gebirge in die schönen Waldhügel über, von denen weiße Kirchtürme herniederleuchten und verwehte Glockenklänge leise zittern.



Eduard Gubler, Zürich. Exlibris Heinrich Corray (Radierung).



Edouard Vallet, Genf.

Exlibris Frédéric Raisin.
Radierung, 1911.



Adolf Thomann, Zürich.
Exlibris Dr. Ernst Boeck (Holzschnitt).

dernd an den Torfweihern, die ihr dunkler Spiegel sind. In schwülen Nächten zuden die Trichter am Ufer, und wenn die Blitze aus den Wolken fahren, leuchtet das Wasser unheimlich auf.

Wo sich eine schmale Rippe der Waldberge in die Ebene vorgeschoben hat, liegt nahe vor der alten hölzernen Rheinbrücke Berg-Rohrbach. Es ist klein, hat eine weiße Kirche mit schlankem Turm und rotem Helm und oben auf der letzten Höhe eine kleine Kapelle; die blickt über den Frieden des Dorfes hinweg, über den schönen Strom, der zwischen hohen Bäumen dem See entgegengleitet und weit hinaus über das Ried bis an die stolzen Berge.

Wo das Dorf mit Aefern und Wiesen vor dem Ried Halt macht, kam Toni Lenk her. Die Hütte seiner Großmutter stand zu niemandes Wohlgefallen drauhen rechts vom Feldwege und hieß „am Torfgraben“. Sie hatte nur ein Erdgeschoß und zwei Giebelkammerchen. Das Dach erreichte an der einen Seite fast den Boden, an der andern waren Ziegen- und Hühnerstall untergetroffen und hatten es gleichsam emporgehoben. Ein zertrachter Karren, große Bündel Weidenruten und Flechtstroh, ein Spaten, eine glänzend geriebene Bank und die roten Scherben einer Schüssel: dies alles lag oder lehnte zu den Seiten der Haustür. Das Schindeldach glich einem sturmzerfetzten Schäfermantel, das Ramin stand nicht mehr sicher, und die vorhanglosen Fenster blickten grünlich trübe und unfreundlich. Eine große Weide, in deren hohlem Stamme zwei Kinder sich bequem verbergen konnten, stand nahe dabei, im Winde pochten ihre langen Zweige an das Dach. Wenn über den kühn geschwungenen Linien der Hügel die Wolken sich türmten und wälzten, gab das Ganze freilich ein Bild voll von düsterem Reiz. Und wenn die schönen Riedblumen sich färbten und die Schilfrispen wuchsen, dann hätte ein Fremder den Schritt angehalten und gewünscht, ein Maler zu sein. Aber da kamen keine Fremden vorbei; die Einheimischen schalteten die Hütte elend und vernachlässigt, und der Herr Pfarrer und der Kaplan ärgerten sich, daß eine solche zu ihrer Gemeinde gehörte. Eine Witwe, Mutter von elf Kindern, bewohnte sie, die einst alle hier Raum gehabt hatten, jetzt aber der Mehrzahl nach weit weg, verschollen oder tot waren. Korbflechterleute waren die Alten gewesen, fahrendes Hausierervolk, dessen Söhne und Töchter kein Heimatgefühl gekannt hatten. Nur zwei Enkel waren der Wederin übriggeblieben, zwei wilde,

Dann kommt die blaue unendliche Ferne ... Die Dörfer und Landstraßen halten sich den Waldbergen entlang; drauhen im Ried ist es still, wenn nicht der Sturm durch Schilf und Binsen fährt oder das Hochwasser zerstörend aus den Bündner Tälern bricht. Im Sonnenschein liegen die silberig grünen Flächen da, in einer unerschöpflichen blendenden Lichtfülle. Aber an düstern Abenden schleicht die Schwermut über das Ried und steht zau-

schmutzige Buben, die man nur an Sonn- und Feiertagen nicht in Lumpen sah. Den ältern hatte eine der Töchter zurückgelassen, als sie ihren Mann suchen ging, um nicht wiederzukehren. Der jüngere war nur zeitweise hier, während seine Eltern vom Nachbardorfe mit den Körben auf die Geschäftsreise gingen. Toni Lenk war schwarzhaarig, groß und stark, voll Uebermut und schnell auffahrendem Zehorn, Paul Zowaschka — sein Vater war ein Böhme — war dunkelblond, außergewöhnlich hübsch, gewandt und auch voll Ausgelassenheit und Rauflust. Er war etwas besser gekleidet als sein Vetter, und in andern Verhältnissen hätte man von seinem verblüffenden Musikkalent nicht wenig Aufhebens gemacht. Hier mußte er sich mit einer Mundharmonika und selbstgeschnitten Pfeifen begnügen und mit der Ehre, in der Schule der beste Sänger zu heißen. Nebenbei leisteten die beiden nur das Notwendige, wurden oft bestraft und von der Geringachtung des Lehrers und mancher Mitschüler bald vom Spielplatz weggetrieben. Sie zankten und balgten sich manchmal bis aufs Blut, waren aber trotzdem fast immer beisammen und wehrten sich gegen gemeinsame Feinde wie junge Jagdhunde. Sie hatten auch eine gemeinsame Freundin; das war die kleine Agathe, Nachbars braunlockiges Agdeli, das etwa fünf Minuten weit weg an der Dorfstraße wohnte. Ihr Vaterhaus war ein Wirtshaus und hatte unter dem vorigen Besitzer, einem Feldkircher, den stolzen Namen „Zum Doppeladler“ getragen. Jetzt war dem zoologischen Rätsel auf dem Wirtshauschilder der eine Kopf abgebrochen, es bedeutete nur noch einen gewöhnlichen Adler. Aber unter diesen Adlerflügeln verbarg sich mancherlei, was den geistlichen Herren noch ärger zuwider war als das elende Häuschen am Torfgraben. Nach außen und bei Tage, wenn sich Schmutz und Fehler nicht ans Licht wagten, machte die Wirtschaft keinen so schlimmen Eindruck. Mann und Frau waren freundlich und nötigten ihren Kunden auf, was immer möglich war. Ihr Mädchen war ein feines Dinglein mit dunkeln Schelmengaugen und schwellenden roten Lippen, die allen Vorübergehenden entgegenlächelten. Diese kleine Agathe fand früh den Weg ins Ried hinaus, wo die schönen Blumen wuchsen, die Libellen spielten und die großen lustigen Buben Körbe flochten, Torf stachen und einander über Hecken und Gräben jagten. Agdeli tat mit, wo es folgen konnte, und das Schönste, was es auf der Welt gab, war Pauli Zowaschkas Harmonika. Wenn

er abends mit geflickter Ware ins Dorf mußte und sich bei der Heimkehr ein Liedchen blies, lief die Kleine hinterher, so schnell die Füße sie trugen, und wenn er sich auf einer fahlen Höhe hinter dem Torfgraben hinsetzte und weiterblies, lag sie regungslos in seiner Nähe, horchte und ließ sich durch die Redereien des großen Toni nicht stören. „Ich sag's dem Vater,“ versprach sie einmal, „wie du kannst Musik machen. Dann darfst du bei uns zum Tanze spielen und bekommst viel



Alfred Marxer, (Zurbent) München.
Exlibris Hans Staub (farb. Holzschnitt).

Geld.“ „Dann will ich auch Musik lernen,“ hatte Toni Lenk gerufen, „gib mir die Orgel, Zowasch!“ „Nichts, du Narr! Du kannst nichts als verderben! Hast mir gestern meine Flöte zerstampft!“ Da fiel Toni mit Gewalt über den andern her, und klein Agde sah dem Raufen zu, feuerte Paul zur Gegenwehr an, höhnte Toni Lenk und lachte, lachte bis zu Tränen. Etwas lebte in dem Mädchen, das die Buben aneinander hegen mußte und sich an ihrer Wut ergöhte. Paul Zowascha als der Jüngere und Schwächere zog fast immer den Kürzern, wurde aber durch die Gunst Agathens getröstet; denn er war ihr Liebling um der Musik und des hübschen Gesichts willen. Toni Lenk hatte nun zwar die Harmonika an sich gerissen; allein er brachte nur Mißtöne hervor, und das Spottlachen des Mädchens ließ ihn das Instrument dem Virtuosen vor die Füße werfen. „Ich habe es ja gewußt,“ sagte dieser trocken, „daß du nichts kannst!“ Toni lief weg, während sein Vetter lustiger denn je drauflos musizierte und Agde dalag, die runden braunen Hände im Nacken gefaltet. Mit weit offenen Augen starrte sie in die Dämmerglut hinein, in der die großen Abendwolken brannten und wie seltsame Ungeheuer drohend über der Erde lagerten. Solange er blies, sah sie Drachen und wilde Pferde, sah brennende Dörfer und wunderbare Städte, wie sie auf dem großen Bilde an der Eisenbahnstation von Torbach waren. Schwiag er, so waren es wieder Wolken, nach denen kein Mensch zu sehen braucht.

Als Agde an jenem Abend heimging, kam Toni Lenk ihr nachgelaufen. Der zerlumpete Junge trug ein zierliches Gebilde in der Hand, ein Bastkörbchen mit einem blauen Bande durchflochten. „Sieh, Agdi,“ rief er triumphierend, „das



Georg Sanft, Genf. Exlibris Schweiz. Aero-Club (Kupferstich).

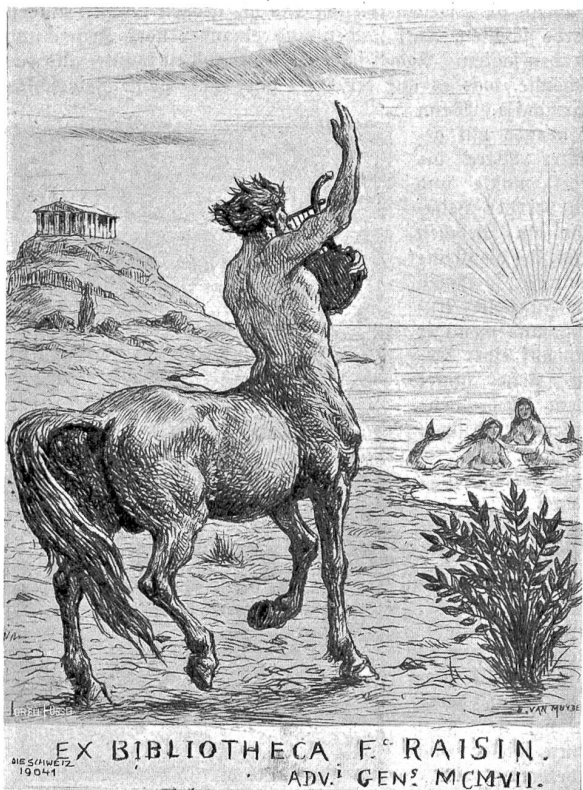
habe ich selber gemacht! Kannst es haben. Aber sag' deinem Vater nichts vom Zowasch. Warum soll er Geld verdienen, wenn ich keines habe?“ Agathe freute das Körbchen; aber dem Pauli hätte sie das Geld gern gegönnt. Ein Ausweg kam ihr; sie rief: „Weißt was, ich will es erst später sagen!“ „Gar nie!“ „Erst viel später, in zehn Jahren!“ Toni war beruhigt. „Das ist so gut wie nie,“ entschied er und lachte. „Sag, Toni, bekommst du kein Geld für deine Körbe?“ „Ich muß es der Großmutter geben.“ „Kannst ja vorher etwas davon nehmen.“ „Nein! Sie weiß alles, und ich würde mich schämen. Der andere tut's schon.“ „Ach was, deine Großmutter ist eine Hexe!“ „Toni! allzeit schlagbereite Hand hätte fast nach dem Rinde gezuckt, das er eben beschenkt hatte. Er bückte sich, nahm einen Stein auf und warf ihn in den Graben. „Das,“ rief er Agde nach, „sollte man dir tun! In den Graben, bis du patzsch-nach wärst!“ Agde floh lachend und spielte im

Laufen leichtfertig Ball mit dem Körbchen. Das Rädchen flog ihr um die Glieder, und die dicken krausen Zöpfe tanzten. Endlich verschwand sie hinter der Hecke, wo der Weg in die Straße mündet. Nur das Geschenk wirbelte noch einmal über den Zaun empor. Und er hatte es, nachdem das Band eingeflochten war, kaum mehr zu berühren gewagt.

Als er daheim in die offene Tür trat, stand die Großmutter an der Feuerstelle, wo ein Kessel an Kette und Haken hing. Das Feuer warf flackernde Reflexe über den festgestampften Torfboden und an die rauhen ruhigen Wände. Die Alte trug ein Tuch um den Kopf, auf dem große gedruckte Rosen waren, hatte ein scharfes kluges Gesicht, fast so braun wie der Torf, und schaffte mit langen hagern Armen. Toni Lenk hatte selten Böses von ihr erfahren. Sie mochte ihn besser leiden als Paul, weil eher Verlaß auf ihn war, und während sie diesen als einen schlechten Arbeiter meist freilaufen ließ, forderte sie von jenem, solange sie seiner Herr wurde, alle möglichen Dienste. Jetzt sah er sie mit heimlicher Mißbegierde an. Sie war häßlich, sie machte manchmal grimmigen Spaß und kam in der Tat fast jeder kleinen Betrügerei auf die Spur. Nicht bei ihm, er war meistens ehrlich, aber beim Zowasch. Dann bekam dieser die knochigen Fäuste zu spüren oder mußte hungern und im leeren Hühnerstall auf den harten Brettern schlafen, wenn er sich nicht lieber anderswo hinschlich. Jetzt sah er auf der Erde des Tisches und zerriß mit blickenden Zähnen eine Brotkrinde. Noch unter den Schlägen der Wederin konnte dieser Hungerige versuchen, sein Brot zu essen. Er grub Rüben aus den Feldern und zerbiß sie roh. Er bettelte, wenn kein Dritter es sah, und wenige Weiber hatten das Herz, ihn ungesättigt wegzujagen. Seine Augen blickten mit den weißen Zähnen um die Wette. „Was staunst uns so an?“ rief er lachend zwischen dem Rauhen.

„Großmutter, was ist das, eine Hexe?“ Die Wederin wandte sich um, die Kelle in der Hand. Sie war nicht beleidigt. „Ist ein Weib, das mehr weiß als andere.“ „Sonst nichts?“ „Nein! Ist das nicht genug?“ „Es hat aber getönt, als ob noch etwas dabei wäre.“ „Es ist manchmal noch etwas dabei, wenn jemand mehr weiß als andere. Die Leute mögen es nicht vertragen. Wer hat deine Großmutter eine Hexe gescholten?“ „Jemand auf der Straß!“ „Wirßt wohl wissen wer!“ „Ich sag's nicht!“ „Das Teufels-Agdi also, gett?“ „Warum fragt Ihr denn,“ warf er hin, „wenn Ihr alles schon wißt?“ „Hör Toni, ich will dich etwas lehren. Die klugen Leute wissen die Dinge so wenig zum Voraus wie andere auch. Aber sie tun Augen und Ohren auf und merken. Mach's nach! Und jetzt komm, sonst frißt dir der Musikant die Suppe weg!“

Sie aßen alle aus der gleichen Schüssel, nach der sich die



Evert van Muyden, Genf-Paris. Exlibris Frédéric Raison (Radierung, 1907).

Hände der verschollenen Generation schon gierig ausgestreckt hatten. Dann rüstete die Alte im Halbdunkel die Arbeit für morgen, während die Jungen Jagd auf Frösche machten, um sich endlich auf die zerwühlten Betten zu werfen. Die Stille der Riedwiesen herrschte auch in der Hütte, wenn nicht Pauli mit schmieglamer Kehle die Tierlaute von draußen nachahmte.

Das war das Leben am Torfgraben, jahrelang. Nur die zeitweise Heimkehr Zowaschkas zu seinen Eltern und der Wechsel der Jahreszeiten brachten Veränderungen, die kaum mehr als solche empfunden wurden. Toni Lenk kam aus der Schule und nahm auch teil an den Hausfahrten. Die Wederin hätte sich kaum gewundert, wenn auch er einmal nicht wieder gekommen wäre. Aber Toni kam getreulich wieder, brachte ihr sogar das Geld mit, das er ihr schuldete, und wenn er, jetzt ein erwachsener Bursche, mit dem Lächeln der selbstsichern Jugend daherkam, so verzog sich ihr Mund auch ein wenig. Wenn er nur nicht schon so oft im „Möler“ gewesen wäre! Er war der Sohn eines Trinters, und das Feuer des Weins glühte manchmal in den schwarzen Zigeuneraugen. Es war aber nicht nur der Wein, der ihn dorthin zog: er hatte schon mehrmals Handel wegen Agathe gehabt und sich gefürchtet gemacht; denn der Korbflechter wurde jedes Bauernsohnes Herr und betrachtete das Mädchen als ihm gehörig.

Auch Paul kam dann und wann wieder, der lustige Geiger. Er hatte das Glück der Recken und Siegesbewußten gehabt. Ein Lehrer hatte ihn ohne Entgelt, nur aus Freude an seinem Talent, die Violine spielen gelehrt und ihm sein Instrument hinterlassen. Damit zog er als Musikant nach Oesterreich hinein bis in die Heimat seines Vaters. Ein Herr, der den kaum Ahtzehnjährigen in einer Gartenwirtschaft spielen hörte, redete ernsthaft mit ihm und wollte ihn weiterbilden lassen. Erst war der wilde Bursche Feuer und Flamme und lernte mit erstaunlicher Raschheit. Allein er konnte sich keiner Ordnung fügen und sich seine Freiheit nicht nehmen lassen und auch die Scham nicht ertragen, unerzogen zu sein. Das Gute war zu spät gekommen. „Ich bin ein Zigeunervirtuos,“ erklärte er, „und das will ich bleiben!“ So spielte er denn an ländlichen Konzerten, spielte Messen in den Kirchen und Tänze in den Gasthäusern, spielte selbst am Markt und an den Straßen, wenn ihn die Lust ankam. Bald war er bei einer Wandertruppe, bald allein, heute ein Herr und morgen ein Vagabund. Er hatte gerade Temperament genug, um die Leute nach Belieben zum Lachen oder Weinen zu bringen; man spürte das slawische Blut in seinen Adern. Es wurde ihm sogar nachgesagt, er habe mit seiner Geige ein sterbendes Mädchen wieder ins Leben gerufen, und der Leichtsinrige wurde spottend zu den heiligen Wundertättern gezählt. Bald hatte er Mangel, bald Ueberfluß, die Straßen zweier Länder waren seine Heimat. Agathe hörte ihm immer noch zu, wenn er im Frühling kam, und traf es sich, daß Toni Lenk fort war, so nahm er ihr den Dank von den roten Lippen. Die Großmutter aber hatte er vergessen.

Heber neunzigjährig wurde die arme Wederin. Sie starb mutterseelenallein, nur noch eine zähe Wurzel, deren Schößlinge längst von ihr losgerissen waren bis auf den einen frischen Zweig. „Ich habe dir das Haus verschreiben lassen,“ hatte sie zu Toni Lenk gesagt, ehe er mit den Karren davongegangen war, um sie bei der Rückkehr nicht wiederzufinden. Er erntete Spott und Hohn mit der Erbschaft. „Nach welcher Seite wird dein Haus fallen? Wirfst die Wände mit Schilf und Weidenruten stützen? Wirfst die Raben zu den Löchern hereinlassen oder die Frösche und Sumpfröten zur Gesellschaft?“ „Wartet nur,“ antwortete Toni, der ganz gelassen blieb und lachte. Er wußte wohl das Geheimnis der Toten: sie, die ihre Enkel hatte hungern und in Lumpen gehen lassen und selber keinen ganzen Rock besessen hatte, war gar nicht arm gewesen! Er hatte einmal gehört, daß sie des Nachts ein Brett unter ihrem Bette losgemacht und etwas hervorgezogen hatte, das sonderbar klingelte. In ihrer Abwesenheit hatte er nachgesehen und Gold in dem Versteck gefunden, lauter blankes Gold — zusammen-

haufiert und erradert oder erschnuggelt im Laufe von Jahrzehnten. Halb verachtet, halb gefürchtet, von ihrem eigenen Fleisch und Blut treulos verlassen, hatte die Arme den Rest ihres verdorrten und verkümmerten Herzens an die Goldstücke gehängt, hatte sie in den verschwiegene Nächte hervorgeholt, gehätschelt, zwischen den lederharten Händen blank poliert. Lauter Schweizer Zwanzigfrankenstücke mußten es sein, lauter Helvetia, die gefielen ihr am besten, die alten und die neuen. Jetzt gehörte ihm, dem Erben, das Gold. Es war eingefügt gewesen in den Fußboden. Der Fußboden gehörte zur Hütte, die Hütte gehörte ihm. Juchhe, juchhe! Das ganze Ried jauchzte mit ihm, wie die Violine des Zowaschk beim Reigen! Er lief auf den Hügel hinaus, wo er vor Jahren manchmal mit Agathe und Pauli gewesen war, zum Spiel oder zum Zank. Wie die Wolken darüber hinjagten, die zerrissenen grauschwarzen Wolkenfetzen! Wie der Torfgraben schwarz war und im Seewind der Schilf sich duckte! Er selber hob den Kopf mit freiem Stolz. Er war ein Mann mit eigenem Hause und eigenem Torfstich und mit einem Erdäpfel- und Bohnengärtchen und — mit — eigenem Gold! Juchhe! Er ist ein König! Er steht allein auf dem gelben Hügel, an dem das Dornengestrüpp wächst, und weiß gar nicht, wie er aussieht mit dem tadellosen Wuchs und dem stark geprägten dunkeln Gesicht, in seinem Rausch von Glück und Kraft. Was wird der König vom Torfgraben denn nun tun mit den fünfzig goldenen Helvetia-Göhenbildchen des alten Weibes? Er wird hingehen in den „Möler“ und dort ein Glas ums andere leeren, bis die Stube sich zu drehen anfängt. Dann wird er vielleicht eine Seelenmesse für die Großmutter lesen lassen, die jetzt ihren



Rodolphe Piguet, Genf. Exlibris Frédéric Raifin (Radierung).

gottvergessenen Geiz im Fegfeuer abbüßen muß. Er glaubt zwar nicht recht daran. Ihn brennt das Feuer im Wein und in der Liebe zu Agathe, das ist ihm bald Lust — bald Fegfeuer. Aber es kommt ihm doch vor, als ob er etwas für sie, die ihn reich gemacht hat, tun sollte. Nachher wird er anfangen, das Häuschen dort flüchten. Ein neues glattes Dach, helle Fenster, einen Boden in die Stube, einen Herd in die Küche. Es soll so werden, daß „sie“ zu ihm hereinkommen mag. Zur Hochzeit muß der Zowasch aufspielen, wenn er zu finden ist. Die Körbe wird er andern mitgeben zum Ueberlandsfahren. Sie würde ja doch nicht mitkommen, also mag er einstweilen auch nicht mehr. Wirklich nicht? Grenzenlos dehnt sich die Ferne nach Norden zu, wo der See liegt, dem die Wellen des Rheins unaufhaltsam entgegengleiten. Er weiß nicht, was ihm plötzlich geschieht; aber es ist ihm, als müsse er durchaus weg von hier und dort hinaus. Nicht mit Freude und auch nicht mit Unwillen, sondern unter einem unverständlichen Zwang, der ihm den Kopf wirr macht. Er hat doch heute keinen Schluck getrunken. Das Herz beginnt ihm in der Brust zu hämmern; er sieht sich um, als müsse er sich mit den Händen irgend einer fremden Gewalt erwehren. Aber er ist allein, das Ried so verlassen wie zuvor. Ueber die großen Berge im Süden sinkt das dunkle Gewölk, es glüht von Zeit zu Zeit darin wie von fernem Blitzen. Es ist Mai. Während er zusieht, ohne es zu wissen, weicht das Sonderbare. Er atmet auf und läuft in die Hütte; er nimmt aus dem Versteck den großen lederen Geldbeutel, der schwarz und schmierig ist, und aus dem Beutel das erste Zwanzigfrankenstück. Agdeli wird Augen machen, wenn das in seiner Hand funktelt! „Jetzt kaufe ich dir den Ring,“ wird er ihr sagen, „dann bist du zu Rechten mein!“ Er ist wieder ganz er selber, blickt aber streng vor sich auf den Weg, den er mit seiner großen Freude und Begierde geht, den Weg zum „Adler“.

* * *



Pierre Vibert, Genf. Exlibris Frédéric Raisin (farb. Holzschnitt).

II.

Ja, nun, da Toni das Häuschen und das Geld hatte, war er der feinen Agathe als Ehemann recht. Nun konnte sie auf dem Feldwege, den sonst nur Dorf- und Streuekarren entlang fuhren, ihren Brautbesitz von ihm hinbringen lassen und lächelnd zusehen, wie er ihn durch eine neue schmutze Tür, in die er selber kleine Ecken gefeilt hatte, hineintrug. Die Stube war sauber und hell mit blanken Scheiben, aus denen man ungehemmt über die Wiesen nach den Waldbergen hinsah. Agde verzierte sie mit großen billigen Tüllvorhängen und stellte buntes Geschirr in der Küche auf, das sich hübsch von den geschwärzten Wänden abhob. Wie zwei glückselige Kinder — sie waren erst einundzwanzig- und achtzehnjährig — gingen sie in dem Häuschen ein und aus. Toni Lenks kühnste Erwartungen waren erfüllt. Er sah immer wieder das schöne junge Geschöpf mit den dunkeln Lockenhaaren und den Schelmenaugen an, in denen die helle Freude an dem neuen Eigentum glänzte. Er arbeitete im Sommer meist im Freien unter dem weit vortretenden Dach, fand aber Anlaß in Fülle, zu Agde hineinzugehen, und während sie kochte oder wusch, trat sie unter die Tür und rief ihm eine Neckerei zu, die derb genug erwidert wurde. Toni freute sich des Glücks sorg- und gedankenlos, wie man sich der Dinge freut, die einem zukommen.

Einmal — es war in der Abenddämmerung, sie saßen zusammen auf dem Bänklein vor dem Hause — fragte ihn Agde wieder: „Jetzt sag mir, Toni, wo hast du denn das Geld her bekommen? Ich bin deine Frau; werd es doch niemand sagen, wenn es dir schadet!“ Er lachte. „Meinst du, ich hab's gestohlen?“ „Nein, nein, aber es ist doch so, daß du's lieber heimlich hast. Sage mir's, und ich habe dich lieb.“ Sie fuhr ihm mit der hübschen braunen Hand über das Gesicht. Da drückte er sie an seine Seite und sagte es ihr. „Ach,“ rief sie, „ein Erbprinz bist du! Und ist denn auch noch etwas davon übrig?“ „Freilich, ja.“ „Dann trägst du's nicht in meiner Mutter Wirtschaft, gelt? Hat leghin einer im Vorübergehen gesagt: Der Adler da hat einen großen Schnabel!“ „Hast mich je im Kaufsch gesehen?“ „Ei ja! Eine Frag! Ich meine nicht so, daß du nicht mehr hast heimgehen können. Aber der Adler hat dich manchmal in den Krallen gehabt, bis kein roter Rappen mehr in deinem Geldsäckel war.“ „Wer hat mir denn eingesehen und sich dahin gesetzt, wo der Ausweg war?“ „Ich, aber die Mutter hat mich gezwungen. Und jetzt, da, ich hab dich auch wieder vor dem Ausweg!“ „Meinst?“ Sie lachten einander an. „Toni, weiß Paul Zowasch nichts von deinem Geld?“ „Nein. Er hat kein Recht daran. Die Alte hat von Anfang an von mir gefordert, was ich geben konnte; Zowasch ist seit Jahren nie mehr über den Weg gekommen. Nicht die paar Schritte vom Adler bis daher. Dem müßte das Gold fix zum Fenster hinaus! Mir gehört es, so gut wie das Haus und der Torfgraben!“ „Und mir!“ triumphtierte Agde. Dann blickte sie den Weg entlang und rief lachend: „Sieh dort!“ Ein schlanker junger Mensch war von der Straße hereingekommen, kein anderer als Zowasch, von dem sie gesprochen hatten. Agde verstummte, als Toni Lenk die Brauen zusammenzog und sein Arbeitszeug neben sich auf die Bank legte, damit diese keinen freien Platz aufweise. Der Böhme achtete dessen nicht. Er trug nichts bei sich als einen kleinen grünen Zwerchsaft über der rechten Schulter und war auch mit keinem entbehrlichen Kleidungsstück belastet. Aber der ganze Mensch mit dem feinen bräunlich-blauen Gesicht sah so frisch und kühl aus, als komme er eben aus einem Bade im Rhein. Agathe beantwortete sein frohes Gutenabend ebenso und bot ihm vertraulich die Hand. Die Wirtstochter konnte nicht anders. Ihr Mann grüßte auch, aber kurz angebunden. „Was ist denn das für ein Schloßchen?“ fragte Paul mit staunender Bewunderung. „Herzchen in die Fensterladen geschnitten? Da läßt es sich gut seßhaft werden, wenn's anders im Blute ist! Und niemand stört euch da — wenn nicht ich.“ „Hast es gut im Sinn!“ lachte die Frau. Er sah in das junge liebliche Gesicht unter den braunen Locken.

„Schöne kleine Base, hast du nicht ein paar Erdäpfel im Topf?“ „Ist der Herr Vetter hungrig?“ „Ja, hungrig und durstig! Bitt schön!“ Und die sonore Stimme sang leise und lustig: „I bin e Musikanteseel und nehm, was i vertwisch...“ Es war lauter Mutwille hinter der Bettelei. Da lief sie hinein, holte eine Schüssel und ein Krüglein Milch. „Komm! Aber die Teller sind schon gewaschen, mußt es machen wie die Heimatlosen!“ „Deren einer ich bin!“ Lachend setzte er den Krug an die Lippen, trank und tat einen Griff in die Schüssel voll kalter Mehlmäße. „Deine Mutter im Adler kocht besser als du!“ „Wenn du nicht zufrieden bist...“

Als er sah, daß Toni Lenz ihm keinen Platz auf der Bank gewährte, warf er sich ins Unkraut davor und sah zu ihnen auf, das feste Kinn in die Hand gestützt, und sagte: „Ich danke schön!“ „Warum hast deine Geige nicht mit?“ „Die liegt augenblicklich in Torlach auf der Wache, als Pfand. Sobald die Biedermänner überzeugt sind, daß ich ohne Violinchlüssel keine Türen öffnen kann, werden sie wieder damit herausrücken. Wenn ich gewußt hätte, daß unsere Ahnfrau eine Elster war, hätte ich ihr dann und wann ein Ständchen gebracht!“ „Wegen dem?“ spottete Agathe, „wärfst du nicht zum Erben eingesetzt worden.“ „Nein, ebensowenig, wie du mich trotz meinen schönsten Liedern zum Manne genommen hast. Aber die Kunst geht nach Brot und nicht nach Weibern. Wie gefällt euch euer Stand?“ „Seht so, seht anders,“ neckte Agde wieder; „wollen dich nicht neidisch machen.“ „Das könnt ihr nicht. Es war einmal...“ „Red deutlich,“ rief Lenz, eifersüchtig, „oder geh!“ Zowaschka beugte den Kopf ein wenig. „Der Torfherz sage mir nur, welches von beiden ihm besser gefällt, so will ich gehorchen.“ Dabei hatte er lässig in die Tasche gegriffen und hielt seine alte Bubenharmonika in der Hand. Flugs rief Agathe: „Was hast du im Gürtel, Zowasch? Ich sah es vorhin ganz gut. Ein Messer hast du!“ „Warum nicht? Das weißt du doch; es gehört zu meinem Leben, daß ich bewaffnet bin.“ „Zeig's her! Hast du's auch schon gebraucht?“ „Na, nicht im Ernst.“ Er ließ die feine schmale Klinge spielend übers Knie gleiten. „So ein Bub! Noch kaum ein paar Härchen auf den Lippen! Tu's Messer weg, tu Milch trinken!“ Seine Augen blickten sie an. „So ein kleines Mädel!“ Und alsbald begann er zu blasen; selbst dieses primitive Instrument war ihm gut genug für eine elektrifizierende Melodie nach der andern, sodaß Agde mit klopfenden Pulsen dafuß und auf ihn hinuntersah, bis sie auf einmal den Arm in den ihres Mannes schob. Da stand dieser auf und holte einen Taler aus dem Lederbeutel des alten Weibes. „Nimm's,“ forderte er den Sohn der Landstraße auf, „hast nach der Hochzeit nichts gewollt!“ „Und will jetzt nichts!“ wies Zowaschka ihn ab und blies weiter, ohne Dank. Nur den Milchtrug leerte er zuletzt, als die Nacht zu dunkeln begann. „Wohin willst denn ohne Geld?“ „In den Schutz der allbarmherzigen Mutter. Sie breitet still den schwarzen Mantel aus...“ Nein, Kinder, ich weiß die Torfhitte noch, in der ich schlief, wenn die Alte mich über die Schwelle jagte. Habe gestern ein feines Quartier gehabt, auch ohne Geld. Jetzt so, jetzt anders. Geht es euch wohl, meine Herrschaften!“ Er verbeugte sich wie nach einem Konzert mit bescheiden verbindlichem Lächeln und machte sich davon. Sobald er außer Hörweite war, fragte Toni Lenz seine Frau: „Was hat er damit gemeint, es war einmal?“ „Was weiß ich! Der Teufelsbub wird schon mancherlei



Felix Vallotton, Lausanne-Paris.
Exlibris Frédéric Raisin (Holzschnitt).

zu denken haben. Laß mich, ich muß noch zur Mutter hinüber und sehen, ob sie ein wenig Milch übrig hat! Er hat mir den Krug leer getrunken, der Bagabund!“

Etwa einen Monat später erlebte Agathe Lenz etwas Merkwürdiges. Ihr Mann, der vor wenigen Minuten unter allerhand Wigen den Lehnstuhl des Herrn Pfarrers geflickt hatte, stand am Scheitblock und hackte Holz klein. Sie selber grub im Gärtchen die ersten Kartoffeln aus. Da hielt er plötzlich mit der Arbeit inne. Sekundenlang sah er mit einem fremden leeren Blicke nach ihr hin, dann warf er das Beil zur Erde, nahm den Hut von der Bank und ging weg. „Wohin willst du?“ rief Agde ihm nach. Er gab keine Antwort und wandte sich auch nicht zurück. Da grub sie weiter. Vielleicht war ihm ein vergessener Auftrag eingefallen. Als es dunkelte, stellte sie den Spaten in den leeren Hühnerstall, trieb die Ziege zum Melken hinein und kochte die Abendsuppe wie gewohnt. Aber Toni kam nicht. Erst zürnte sie ihm und hatte ihn im Verdacht, er werde wieder der Wirtshäuslerei verfallen. Sie ging in den Adler hinüber; aber niemand wollte ihn dort gesehen haben. Als sie eine Stunde später noch einmal unter die Tür trat und den Feldweg entlang einem Nichts entgegen sah, wurde ihr unheimlich. Der Weg hob sich nur noch schwach aus dem Dunkel, wie ein gelbliches Band. Still, groß und einsam lag das Ried da. Kein Mensch weit und breit. Nur die schlanken Zweige der Weide pochten im Nachtwinde an das Dach. Wo war er hin? Wenn er wegbleiben wollte, warum hatte er nichts gesagt? Nicht einmal die fertige Arbeit abgegeben? Wie im Zorne alles verlassen ohne Gruß, und sie waren doch im besten Frieden gewesen!

Agathe hatte noch keine Nacht allein an dem einsamen Torfgraben zugebracht, allein mit dem verborgenen Geld. Als sie wieder in die Stube trat, wo die Lampe brannte, kam es ihr vor, als sitze in der Ecke die alte Wederin, die der Aberglaube eine Hexe gescholten hatte, ein Hohnlächeln um den zahnlosen Mund. Agathe selber war auch abergläubisch. Wollte die Hexe ihr Gold? Woher hatte sie es gehabt? War es irgendwie eine Teufelsgabe gewesen, dessen Fluch jetzt über die Erben kam? Hätte Toni besser es unberührt liegen lassen in dem Versteck, das sie ihm wider Willen und Wissen ver-raten hatte? Schauernd schlug sie ein Kreuz und drückte die Hände vor das Gesicht. Als sie wieder aufzusehen wagte, war



Claude Jeanneret, Biel. Eigenes Exlibris
(handgemalter Linoleumschnitt, 1914).

die Erde leer. Nur ihre eigene Furcht hatte ihr etwas vorgetäuscht. Oder? Sie löschte das Licht, floh in die Kammer, streifte die Kleider ab und zog die Decke über den Kopf. Aber das Geld war ja nahe unter ihr, und das lederne hohnlächelnde Gesicht der Alten ließ sie nicht schlafen.

Am folgenden Tage, als Toni Lenk immer noch nicht kam, ging Agathe ins Dorf, fragte überall nach ihm und ließ nach ihm fragen. Nur zwei Kinder wollten ihn gesehen haben und behaupteten, er sei nicht auf der Landstraße gegangen, sondern querfeldein in der Richtung nach Meinradsau. Ob sie ihn begrüßt hätten? Nein. Er habe sich nicht nach ihnen umgeschaut. Heiß lag die Sonnenglut der letzten Augusttage über der staubigen Landstraße, deren Endlosigkeit etwas Entmutigendes hatte. Und entmutigt und erzürnt kehrte Agathe an den Dorfgraben zurück. Heimlich hatte sie Toni vor dem Hause zu finden gehofft. Das Beil lag ja noch neben dem Scheitblock, als hätte er es sogleich wieder zur Hand nehmen wollen. Alles war stumm und verlassen wie gestern abend, eine seltsame Traurigkeit lastete ringsum. „Toni, Toni,“ rief sie fassungslos, „was hab ich dir denn getan, daß du von mir weg bist? Oder hast du selber etwas begangen, das dich forttrieb? Hast geschmuggelt und bringst etwas auf die Seite? Aber dergleichen verachtest du sonst, und ich müßte es auch wissen, bist ja immer daheim gewesen! Wenn du endlich kommen wolltest, ich würde dir's nicht nachtragen!“

Als die Nacht kam, kehrte auch die Furcht wieder mit allem ihrem zitternden Aufhören. Dann fiel ihr ein, daß der Brotkorb leer war. Sie mußte Geld aus dem Versteck unter dem Bette nehmen; denn die Münze war ausgegangen, und Toni hatte sich gewöhnt, auch die Taler dort aufzubewahren. Sie kauernte auf die Diele und wollte das Brett aufheben. Sie brachte es aber nicht zum Weichen. Und weil ihr die Furcht der Dämmerstunde im Nacken saß, glaubte sie fest, die knöchige Hand der Alten liege unsichtbar auf dem Brett und drücke es nieder, damit ihr nichts entrisßen werde. Sie schrie leise auf, raffte ein kleines Bündel zusammen, schloß das Haus ab und flüchtete sich zu ihrer Mutter in den „Wlder“.

Das ganze Dorf redete von dem Verschwundenen. Die Leute hatten Mitleid mit der blutjungen Frau; denn seit Toni und Agde ein Paar waren, hatten sie keinem Menschen Anlaß zu schlimmer Nachrede gegeben. Verträglich und gefälliger war der Bursche durch sein Glück geworden und mähiger. Und nun war er seit einer Woche fort und trieb die glücklich von dem mütterlichen Einfluß Befreite wieder in das Wirtshaus zurück! Es mußte doch etwas Schlechtes, etwas Viederliches in ihm sein. Landstreicher waren alle beide geworden, er und Paul Zowasch. Scharfe Jungen nährten den Zorn und die Angst in der verlassenen Agathe.

Da, am ersten Tage, als sie morgens heimkam, um die Geiß auf die Weide zu lassen, fuhr sie fast zurück. Querüber vor der Türschwelle lag ihr Mann, bedeckt mit Staub, das Gesicht hager, im Schläfe der tiefsten Erschöpfung. „Toni!“ Aber er wachte erst auf, als sie sich, fast mit Widerstreben, über ihn beugte und dicht an seinem Ohre rief: „Toni!“ Da regte er sich und kam allmählich zum Bewußtsein. „Ja ...“ „Jesus Maria, Toni, wo kommst du her?“ Er stand auf, lehnte sich an den Türpfosten und antwortete nichts. Da flammten ihre Augen. „Bist du noch im Rausch? Was hast du getan, Mensch? Warum hast du fort müssen?“ Wie in verhaltener Wut stieß er

zwischen den Zähnen hervor: „Müssen! Ich weiß es nicht!“ „Weißt es nicht? Meinst du, ich sei so dumm — so dumm, dir das zu glauben! Ein Mann geht weg von seiner Frau und von seinem Hause und mitten aus seiner Arbeit, weg für elf Tage, und weiß nicht warum? Hahaha!“ „Agde!“ Er ballte die Faust, als wollte er sie schlagen für das helle harte Gelächter. Aber er konnte an sich halten und sagte nur: „Gib mir den Schlüssel!“ „Willst denn wieder hinein?“ „Ist mein Haus ... Gib mir den Schlüssel!“ Sie tat es. „Wo bist denn du selber gewesen?“ „Bei meiner Mutter. Ich habe mich gefürchtet, da außen allein übernacht!“ Er sah sie an, wie sie nun in allem ihrem jungen Liebreiz mit ihm in die Küche ging, Milch in die Pfanne goß und das Holz im Herd anzündete, alles ohne ein Wort. Wie die herbe Morgenfrische war sie. Da beteuerte er, gebändig: „Und wenn man mir eine Schlinge um den Hals legte oder mich binden und ins Riehwasser werfen würde, ich könnte nicht sagen, was mich weggetrieben hat. Auch nicht wohin. Aber ich werde doch schuld sein. Ich will schuld sein, lieber als ohne Willen!“ Hör' jetzt auf zürnen!“ „Ist mir unlieb gewesen. Hat alles auf dich geschimpft.“ „Ja, ja. Aber jetzt bin ich durstig; gib mir kalte Milch, wie neulich dem Zowasch!“ „Hast getrunken an dem Ort, wo du gewesen bist?“ „Werde wohl. Frag mich nichts, sag' ich dir! Ich will vergessen, daß ich draußen war.“ „Und ich?“ „Auch vergessen, Agde, vergessen!“ Etwas Erschütterndes war im Ton seiner Stimme. Der rauhe Bursche hatte sich zum ersten Mal zur Bitte zwingen wollen, es war aber nur eine Art Aufschrei geworden. „Wirst mir nicht wieder weggehen, Toni?“ „Nein.“ Sie sah ihn an. „Also kannst doch wollen oder nicht.“ Die verdammte Scham! „Hast recht! Kann nichts versprechen.“ Sie hörte den Schmerz der Scham gar nicht heraus. „Was bist du für ein Mensch! Wenn ich das gewußt hätte ...“ Sie stellte die bunten Raffeeschüsseln auf den Tisch und schenkte das braune Gemisch, „Kaffee“ und Ziegenmilch durcheinander, ein und reichte ihm das Brot. „Siehst aus wie ein Strolch, Toni, zum Fürchten!“ „So geht man mir aus dem Weg. Heut ist Sonntag, nicht? Oder Feiertag?“ Die Glocken tönten voll über das Ried, die von Berg-Rohrbach und die von der großen neuen Torlacher Kirche auf der Höhe jenseits des Rheines. „Ja,“ antwortete sie verwundert, „es ist Sonntag!“ Und nach einer Weile des Schweigens brach sie in die Worte aus: „Wenn du mir nur vorher Abje gesagt hättest! Warum hast du mir, eh' du gingst, kein Wort gesagt? Ich stand doch neben dir!“ „Ich habe dir gesagt, daß ich nicht gefragt sein will.“ „Dann kann ich's auch nicht vergessen.“ Leise, gelassen und entschieden sagte sie das. Er ließ das Brot liegen, nach dem er gegriffen hatte, stützte den Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand und starrte mit düstern Augen vor sich hin. Am liebsten wäre er in den „Wlder“ gegangen und hätte alles im Weine ertränkt. Er fühlte eine schwere Müdigkeit in den Gliedern. Ohne daß Agathe ihn bleiben und die Mahlzeit beenden hieß, ging er zum Brunnen hinaus, entkleidete sich halb und ließ das träge fließende Wasser über Kopf und Schultern rinnen. Dann warf er sich unter der Weide ins Gras. Allmählich kam das Wohlgefühl der Ruhe, als ob etwas von der feierlichen Morgenstille des Sonntags sich ihm mitteilen wollte. Und die Stimme der jungen Frau flüsterte versöhnlich neben ihm: „Ich freue mich ja, daß du wieder gekommen bist!“ Er lachte und gab ihr die Hand — schon halb schlafend.

(Fortsetzung folgt).

Einer verehrten Frau

Was herb dein Mund verschwieg im Leiden,
Sagt deine bleiche Frauenhand:
Von kranker Wunden Bitterkeiten,
Daß du des Lebens Trug gekannt.

Und was mir deine Hand verschwieg,
Reden der Augen tiefe Weiten:
Von deiner Königsseele Sieg
Und deinen fernsten Einsamkeiten ...

William Wolfensberger, Fuldera.